

Roberto Giardina

Lebst du bei den Bösen?

Deutschland –
meiner Enkelin erklärt

Aus dem Italienischen von Bettina Müller Renzoni


LAUNENWEBER

© LAUNENWEBER Verlag GmbH & Co. KG, Köln 2017

Layout und Satz: Conny Koepl, vice versa. büro für gestaltung

Übersetzung: Bettina Müller Renzoni

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany



ISBN: 978-3-9817920-2-7

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

www.launenweber.de

Inhalt

Vorwort	9
I Lebst du bei den Bösen?	11
II Die Geschichte ist ein Gummiband	41
III Die böse Hexe ist eine Deutsche	63
IV Die Sprache des Feindes	77
V Typisch deutsch – man kann es nicht erklären, nur erleben	101
VI Auf nach Berlin, in die Hauptstadt des Vierten Reichs	113
VII Die alten Tugenden	135
VIII Die drei K – und noch zwei mehr	175
IX Der Schwarzwald ist nicht schwarz genug	223
X Dein Deutschland	245

Vorwort

Ich finde, der Titel spricht für sich. Das vorliegende Buch braucht keine Einführung, aber vielleicht sollte die Entstehungsgeschichte kurz erläutert werden. Die Gespräche zwischen meiner Enkelin Francesca und mir haben über einen längeren Zeitraum, bei verschiedenen Gelegenheiten und an unterschiedlichen Orten stattgefunden. Manchmal habe ich mehrere Gespräche zusammengefasst, damit der Diskurs nicht ausufert, ich habe die Realität etwas zurechtgebogen, um weitschweifige Ausführungen zu vermeiden, ohne jedoch Unwahres zu schreiben.

Die Grundidee zu diesem Buch stammt nicht von mir, sondern von meinem Verleger. Zu Beginn war ich, ehrlich gesagt, versucht sie auszuschlagen. Es ist eine große Herausforderung, mit Jugendlichen zu sprechen, und ich fürchtete, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Dann jedoch entschied ich, dass das Projekt zumindest einen Versuch wert war, und ob dieser Versuch gelungen ist oder nicht, müssten Sie Francesca fragen.

Eine einzige Frage habe ich meiner Enkelin bewusst nicht gestellt: Was willst du später mal tun? Jugendliche hassen diese Frage. Entweder haben sie bereits eine klare Vorstellung ihrer Zukunftspläne, dann fürchten sie das Urteil oder die Kritik der Erwachsenen, was auch immer ihr – realistisches oder unrealistisches – Ziel sei. Oder sie wissen es noch nicht und fühlen sich bedrängt, weil sie in einen Erklärungsnotstand geraten. Es braucht nicht weiter betont zu werden, dass die Zeiten sich ändern. Francesca war erstaunt, dass die Julia aus dem Shakespeare-Drama jünger war als sie selbst. Für die damalige Zeit, entgegnete ich, wäre sie mit dreißig eine reife Frau mittleren Alters gewesen, wenn sie überlebt hätte. Heutzutage reifen die jungen Menschen zwar rascher heran als zu meiner Zeit, bleiben aber länger jugendlich. Man darf nie mit sich selbst vergleichen. Das weiß man und vergisst es doch immer wieder.

Ich habe versucht, meine Enkelin nicht zu beeinflussen. Gemeinsam haben wir Streifzüge durch »mein« Deutschland unternommen. Kann sein, dass ich sie auf Abwege geführt habe. Ich bin als Touristenführer nicht immer verlässlich, aber hin und wieder habe ich auf eine Frage die richtige Antwort: »Ich weiß es nicht.«

I

Lebst du bei den Bösen?

»Warum lebst du bei den Bösen?«

Meine Enkelin Francesca war acht Jahre alt und machte sich Sorgen um mich.

»Welche Bösen?«

»Na, die Deutschen, *Nonno*«, erklärte sie am Telefon von Rom aus. Was für eine Frage! In den Augen dieses kleinen Mädchens hatte ich mir offenbar nicht nur einen gefährlichen Wohnort ausgesucht, sondern wurde auch langsam zu alt, um auf mich selbst aufzupassen.

Am Vorabend des 25. April hatte Francescas Lehrerin der Klasse erklärt, wieso am nächsten Tag schulfrei war: Der nationale Feiertag heißt *Anniversario della Liberazione*, der Jahrestag der Befreiung von den Nazis, den bösen Deutschen. Meine Nachbarn in Berlin.

»Die Deutschen sind nicht böse, du warst doch auch schon in Berlin, oder?«

Berlin, das war die Stadt von Knut, dem putzigen Baby-Eisbär, der zu einem Riesen-Dickerchen herangewachsen und später gestorben war.

»Und wir Italiener«, fuhr ich fort, »sind ebenfalls manchmal gut und manchmal böse.«

Francesca schien sich mit meiner Antwort zufriedenzugeben, aber wer weiß. Sie zeigte bereits eine große Unabhängigkeit in ihrer Meinungsbildung und las lieber ein Buch, als fernzusehen. Vielleicht wollte sie auch einfach nur ihren etwas seltsamen, in Deutschland lebenden Großvater zufriedenstellen.

Einerseits beruhigt es mich, dass die Lehrerin meiner Enkelin ihre Schüler über die jüngere Vergangenheit aufgeklärt hat. Sie hätte allerdings hinzufügen können, dass wir Italiener, oder zumindest ein Teil von uns, Verbündete dieser »bösen Deutschen« gewesen sind und dass jene Deutschen die Väter und Großväter der Berliner waren, unter denen ich nun schon seit so vielen Jahren lebe. Ob sie das wohl erklärt hat? Keine Ahnung. Es ist ein schwieriges Thema für Grundschüler und heikel, es in einer öffentlichen Institution zur Sprache zu bringen, denn der damals amtierende Bürgermeister von Rom, Gianni Alemanno, hatte in jungen Jahren ein Keltenkreuz um den Hals getragen.

Sollte man diesen Jahrestag besser abschaffen? Nein, aber ich fürchte, dass im heutigen Italien einige denken könnten, es handle sich um die Befreiung von der Erbsünde.

Mein Freund Guido, ein Komponist und Musiklehrer, erzählte mir von einer Schulstunde über *Il canto sospeso* [»Der schwebende Gesang«] von Luigi Nono. »Dem musikalischen Werk liegen die letzten Briefe zum Tode Verurteilter aus dem europäischen Widerstand zugrunde«, erklärte Guido seiner Klasse.

»Widerstand gegen was?«, fragte ein Schüler. Er hat offenbar keine Grundschullehrerin wie Francesca gehabt, und auch seine Lehrer in der Oberstufe hatten ihm nichts über die jüngere Geschichte Italiens erzählt. Oder er hatte nicht aufgepasst.

Guido erzählte mir von seinen jungen Jahren in den frühen Sechzigern, als er in Darmstadt einen Meisterkurs bei Karlheinz Stockhausen besucht hatte. Stockhausen war ein freundlicher Herr gewesen, der seine Studenten auch zu sich nach Hause einlud. Er sprach mit ihnen, interessierte sich für sie. Ein französischer Mitstudent, erinnerte sich Guido, sagte dem Hausherrn ins Gesicht: »*Vous savez, Monsieur Stock'ausén, je déteste les Allemands.*« Karlheinz Stockhausen blieb trotz der Verunstaltung seines Namens höflich und behielt für sich, dass er fünf Jahre alt gewesen war, als Hitler an die Macht gekommen war.

Francesca hat fast eine Eins in Französisch, aber eben nur fast, weil in Italien die Lehrer aus unerfindlichen Gründen der Meinung sind, man dürfe den Schülern nie die Höchstnote geben. Das scheint mir ein wichtiges Indiz für eine Beurteilung des nationalen Charakters zu sein. In Deutschland beurteilt man das Verdienst, in Italien fürchtet

man, eine angemessene Anerkennung könnte dem Schüler zu Kopf steigen. Es gebe keine Tüchtigen ohne Tadel.

Francesca versteht die Anekdote, auch wenn sie nicht weiß, wer Karlheinz Stockhausen war, wie auch immer man den Namen französisch aussprechen mag.

»Ich werde diesen Stockhausen googeln. Aber an seiner Stelle hätte ich den Studenten hochkant aus dem Haus geworfen.« Das müssen die sizilianischen Gene sein, die sie von mir geerbt hat.

Die titelgebende Frage meiner Enkelin geht auf ein Telefongespräch im Jahr 2008 zurück, als sie acht war. Heute ist Francesca sechzehn, praktisch eine junge Frau, fast erwachsen. Sie hat in der Zwischenzeit viel gelesen, ist wesentlich geschickter als ich im Umgang mit Computer, Tablet und Smartphone. Sie hat mich häufig in Berlin besucht, ist ein gut informierter Teenager, und sie stellt weiterhin Fragen.

In den Zeitungen, im Fernsehen, in Italien ebenso wie anderswo in Europa, von Griechenland bis Großbritannien, von Madrid bis Warschau, wird das Land der Deutschen, in dem ich lebe, häufig kritisiert.

Kein Zweifel, die Deutschen sind keine Nazis mehr, aber sind sie vielleicht auf andere Weise böse? Leidet Europa weiterhin wegen der Deutschen, an den Deutschen? Ist Angela Merkel schuld, wenn Francescas Mutter, meine Tochter, und ihr Vater klagen, ihre Lohntüte werde Monat um Monat schmaler?

»Warum herrscht nach wie vor die Meinung, die Deutschen würden sich nie ändern?«, fragt Francesca. Und auch die jungen Italiener ihrer Generation fragen das. Sie haben keine vorgefertigte Meinung zum Thema und sind bereit, sich eine Antwort anzuhören.

Es sind nicht einfach nur naive Fragen eines Teenagers. Zahlreiche Leserinnen und Leser, viele Freunde stellen mir dieselben Fragen. Mit einem Unterschied: Francesca hat Zweifel. Ein Großteil der Erwachsenen, die mir solche Fragen stellen, haben Gewissheiten. Sie möchten von mir eigentlich nur eine Bestätigung dessen erhalten, was sie bereits denken. Und wenn ich ihnen diese Bestätigung nicht gebe, sprechen sie mir ihr Misstrauen aus.

Lebe ich schon zu lange in Deutschland, in Berlin und anderen deutschen Städten, und habe mich verführen, anstecken, kaufen lassen? Bin ich ein Opfer des Stockholm-Syndroms, eine Geisel, die schlussendlich mit dem Täter sympathisiert?

»Wie lange lebst du schon in Deutschland?«, fragt mich Francesca.

Ich kam als Auslandskorrespondent zum ersten Mal nach Deutschland, als ihre Mutter noch in den Kindergarten ging. Später lebte ich auch andernorts, bin aber schließlich nach Deutschland zurückgekehrt. Als ich kurz nach dem mythischen Jahr 1968 nach Hamburg kam, schien mir der Zweite Weltkrieg unendlich weit weg zu sein, quasi mein ganzes Leben, aber in Wahrheit

waren weniger Jahre seit dem Kriegsende vergangen, als uns heute vom Mauerfall und der Wiedervereinigung Deutschlands trennen.

»Dann hast du also die Bösen, die Nazis, ich meine die echten Nazis, die Schuldigen, noch leibhaftig kennengelernt?«

»Diejenigen, die noch am Leben waren.«

»Alte Männer.«

»Na ja, wie man's nimmt.«

Wenn man die Zeitungen liest, zumindest die italienischen, dann stellt man fest, dass meine Kollegen auch einen Mann um die vierzig »ragazzo« nennen, also einen »jungen Mann«. Umgekehrt sprechen sie bei einem sechzigjährigen Fußgänger, der von einem Autobus überfahren wird, von einem »vecchio«, einem »alten Mann«. Ich vermeide es, vor meinen Kollegen damit anzugeben, dass ich Interviews mit Willy Brandt und anderen Persönlichkeiten der – für mich – jüngeren Vergangenheit gemacht habe. Ihr Blick schwankt dann immer zwischen Verblüffung und Misstrauen, so als hätte ich behauptet, Hitler oder Napoleon interviewt zu haben.

Von der Siegestsäule zum Brandenburger Tor – eine Spazierfahrt in die Vergangenheit

»Warum fährst du so langsam, Nonno?«

Die Allee ist lang und breit, und es herrscht ganz wenig Verkehr, als wir zum Brandenburger Tor fahren.

»Hier sind überall Radargeräte zur Geschwindigkeitskontrolle. Du siehst sie bloß nicht, Francesca, aber das ist hier nicht wie in Italien. Wenn ich zu schnell fahre, blitzen sie mich.«

»Sind die Deutschen so streng?«

»In Wahrheit weniger als die Italiener, denn die Strafmaßnahmen sind abgestuft, und man nimmt dir nicht gleich beim kleinsten Verstoß den Führerschein weg. In Rom ist es Pech, wenn du von einem Radar erfasst wirst, hier ist es eine Gewissheit. Ich bin mal geblitzt worden, weil ich siebenunddreißig Stundenkilometer fuhr statt dreißig.«

Francesca entdeckt einen weiteren Aspekt des Landes, in dem ich lebe. Ob die Deutschen tatsächlich böse sind, wird sich noch herausstellen, aber dass sie übertreiben, steht außer Zweifel.

»Diese Allee«, erkläre ich meiner Enkelin, »wurde von einem Nazi eingeweiht, nämlich Albert Speer, dem Architekten Hitlers.«

»Hast du ihn gekannt?«

Bei den Bösen zu Hause, bei Kaffee und Kuchen

In seiner Villa bei Heidelberg habe mir Albert Speer Kirschkuchen serviert, den seine Frau gebacken habe, erzähle ich meiner Enkelin. Ich wusste nicht, dass sie zwanzig Jahre lang auf ihren Mann gewartet hatte, doch nun lebten sie zusammen, in wortloser Gemeinschaft. Wenige Wochen zuvor waren seine Memoiren erschie-

nen, ein Jahr nachdem er seine Gefängnisstrafe für die im Dritten Reich begangenen Verbrechen verbüßt hatte. Seinem organisatorischen Talent »verdanken« wir eine Verlängerung der Kriegsdauer um mindestens ein Jahr.

»Warum hat man ihn nicht erhängt?« Den Zweiten Weltkrieg hat Francesca in der Schule noch nicht durchgenommen. Aber sie hat den Film über die Nürnberger Prozesse gesehen.

»Weil er sich als Einziger schuldig bekannt hatte. Er wurde zu zwanzig Jahren Haft verurteilt.«

Ich war damals ein junger und unerfahrener Journalist, und deshalb stellte ich ihm gleich die falsche Frage und erhielt die richtige Antwort.

»Wussten Sie von den Vernichtungslagern?«

»Ich wusste nichts davon, aber wenn ich es hätte wissen wollen, hätte ich davon erfahren«, antwortete mir Albert Speer. Er war damals zwei Jahre älter als mein Vater, aber jünger, als ich heute bin.

»War das gelogen?« Francesca ist skeptisch.

»Ja, aber es war ein Bekenntnis.«

Albert Speer wiederholte mir gegenüber, was er auch schriftlich niedergelegt hatte: Hitler habe ihm angeboten, alle Träume als Architekt zu verwirklichen, er habe »Germania«, die Hauptstadt des Tausendjährigen Reichs erschaffen sollen, und genau wie Faust sei er der Versuchung durch Mephisto erlegen.

»Von all seinen Träumen ist nur diese Allee übrig geblieben, auf der wir jetzt fahren, ohne das Geschwindigkeitslimit von fünfzig Stundenkilometer zu überschreiten.«

»Zum Glück, *Nonno*.«

»Was würdest du antworten, wenn ein Teufel oder eine Zauberfee dir versprechen würde, dass alle deine Wünsche in Erfüllung gehen?«

»Das möchte ich lieber nicht so genau wissen«, antwortet meine Enkelin nach einem langen Zögern.

Großadmiral Karl Dönitz empfing mich in seiner Villa in Aumühle, in der Nähe von Hamburg. Unweit davon wartete ich in einem Gartenrestaurant am See den vereinbarten Zeitpunkt ab. Um drei Uhr nachmittags. Zu einem Termin mit einem deutschen Admiral muss man auf die Minute pünktlich erscheinen, nicht zu spät und nicht zu früh. Francesca lächelt. Schwäne glitten elegant am Ufer vorüber, Aumühle war ein idyllischer Ort.

Karl Dönitz war Oberbefehlshaber der Kriegsmarine und dreiundzwanzig Tage lang Hitlers Nachfolger gewesen. Er sagte mir, dass ihm eine Landung in England gelungen wäre, wenn Hermann Göring nicht so ein Stümper gewesen wäre. Auch Großadmiral Karl Dönitz bot mir Kaffee an, aber er lebte allein, und der Kaffee stand schon in einer Thermoskanne bereit, offenbar hatte er nicht damit gerechnet, dass ich pünktlich sein würde. Auf dem niedrigen Salontisch lag seine Totenmaske zwischen uns, er hatte es vorgezogen, noch zu Lebzeiten ihre korrekte Ausführung zu überprüfen. Auf dem Tischchen standen außerdem silbergerahmte Fotos seiner Söhne, die beide Kommandanten auf den U-Booten ihres Vaters gewesen und beide tot waren. Er wollte für das Interview

bezahlt werden, vierhundert Mark. Ich hatte einen Umschlag mit dem Honorar mitgebracht, er öffnete ihn vor mir, um nachzuzählen.

»War das viel Geld?«

»Nicht sehr viel, eine Pizza kostete damals in Hamburg fünf Mark, zum Vergleich. Es gab drei Pizzerien, und sie waren noch nicht mal gut.« Es waren andere Zeiten.

In einer anderen Villa auf einem Hügel am Rheinufer traf ich mich mit dem Flieger-Ass Adolf Galland, einem Helden der deutschen Luftwaffe, dem »Roten Baron« des Zweiten Weltkriegs. Er erzählte mir von seinen Duellen im britischen Luftraum. Dreimal sei er über dem Ärmelkanal abgeschossen worden, und die englischen Flieger seien ritterlich gewesen, die Amerikaner dagegen hätten Maschinengewehrsalven auf die deutschen Piloten abgeschossen, die mit dem Fallschirm aus ihren brennenden Flugzeugen gesprungen seien.

Er zeigte mir sein Porträt in Lebensgröße, ein Standbild, auf dem er eine Zigarette in der Hand hielt.

Hitler habe es gar nicht gefallen, erzählte er mir. Er habe ihm befohlen, das Gemälde nachzubessern, die Hand mit der Zigarette zu übermalen. Der Führer verabscheute das Rauchen.

»Echt jetzt, *Nonno*?«

Francesca liebt solche Geschichten.

In der Eingangshalle eines bescheidenen Münchner Hotels unterhielt ich mich mit Eugen Dollmann. Der ehe-

malige SS-Oberst liebte die italienische Kunst und Kultur, hatte bei den Treffen zwischen Hitler und Mussolini gedolmetscht. Zum Zeitpunkt des Massakers in den Ardeatinischen Höhlen befand er sich an der Seite von Herbert Kappler, dem Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Rom. Er hatte viel zu erzählen, aber er sprach lieber über Eva Braun, über die Frauen des Führers und seine Lieblings-Süßspeisen.

»Er liebte Cremetorten.«

»Gossip. Warum erzählte er dir das? Das sind doch völlig unwichtige Dinge.«

»Oberst Dollmann war nicht oberflächlich und auch nicht dumm, er erzählte bedeutungslose kleine Geschichten, denn auf diese Weise erschien die Geschichte in ihrer ganz alltäglichen Banalität.«

»Auch Monster lieben Süßspeisen«, meint Francesca nachdenklich. »In deinen Erzählungen sind die Monster überhaupt nicht furchterregend.«

»Das sind sie nie, Francesca. Weder Hitler noch der Kranke, der Kinder belästigt.«

»Niemand ist ein Monster, oder sind wir alle Monster?«

»Nein, sind wir nicht. Aber wir könnten es sein.«
Diese Erkenntnis macht uns Angst, und die Monster sind immer die anderen.

Ein Treffen mit Karl Friedrich Titho, genannt der »Henker von Fossoli« (einem Lager bei Modena), war nicht möglich, ich musste meine Fragen an seinen Rechtsanwalt übermitteln. Mit fast neunzig Jahren lebte er noch

immer in seinem Heimatdorf in Horn, im Teutoburger Wald, wo Publius Quinctilius Varus eine vernichtende Niederlage gegen das germanische Heer erlitten hatte.

»Das hatten wir in der Schule, *Nonno*.«

Fünzig Jahre lang hatte niemand nach Karl Friedrich Titho gesucht, obwohl er leicht zu finden gewesen wäre. Und nun, wo er alt war, wollten die Italiener ihm plötzlich den Prozess machen.

»Ich habe niemanden in den Tod geschickt«, antwortete er mir schriftlich, »ich war bloß für die Logistik im Lager verantwortlich, es waren die italienischen Faschisten, die mir befahlen, siebenundzwanzig gefangene Italiener im Lager zu erschießen.«

»Wir suchten nie nach Titho, weil ...«

»Ich weiß, warum«, unterbricht mich Francesca. »Wenn man ihn früher gesucht hätte, hätten wir erfahren, wer die Italiener waren, die ihm befahlen hatten, die Italiener zu erschießen.« Francesca achtet nicht auf unschöne Wiederholungen, die laut meinem ersten leitenden Nachrichtenredakteur unter allen Umständen zu vermeiden sind, aber ihre Intuition ist richtig.

Die Leser waren empört, als sie mein Interview lasen. Ich erhielt Protestbriefe. Auch ein in Florenz lebender Amerikaner schrieb mir einen Brief. Er hatte im Krieg in Italien gekämpft und war im Lager von Fossoli gefangen gehalten worden. »Titho«, schrieb er, »war ein armer Teufel. Was er sagt, ist die Wahrheit, es ging uns allen hundslausig, wir hatten nicht genug zu essen. Aber er war kein böser Mensch.«

Kurze Zeit später starb Karl Friedrich Titho.

In Detmold, rund ein Dutzend Kilometer von Horn entfernt, lernte ich auf einem Kongress über das Dritte Reich Tithos Sohn kennen.

»Warum hast du das Lagerkommando übernommen, als bereits klar war, dass Deutschland den Krieg verlieren würde?«, hatte der Sohn seinen Vater gefragt. Karl Friedrich Titho war ein einfacher Mann gewesen, zu Kriegsbeginn ein Fahrer, dann waren die Offiziere gestorben, und er war befördert worden. Wie hätte er eine Beförderung ablehnen können? Da sei doch die Verantwortung für die Familie gewesen, hatte er seinem Sohn geantwortet.

»Und der hat das geglaubt?«

»Wichtig ist, dass Titho daran glaubte, Francesca.«

Es folgten noch weitere Begegnungen, ich kann nicht von allen erzählen. Ich sprach mit einem deutschen Händler, der zwanzig gewesen war und in Florenz gelebt hatte, als die Alliierten vorgerückt waren. In den letzten Tagen vor dem Rückzug erschossen die Deutschen italienische Partisanen.

Er weigerte sich, an dem Erschießungskommando teilzunehmen. Mehr als ein halbes Jahrhundert später wollten wir ihm den Prozess machen für das damalige Kriegsverbrechen.

»Ich hatte mich doch geweigert, aber niemand glaubt mir«, wiederholte er unter Tränen. »Glauben Sie mir?«

»Hast du ihm geglaubt?«

»Ich denke, er war ehrlich. Es ist nicht wahr, Francesca, dass man selber erschossen wurde, wenn man sich weiger-

te, an einem Hinrichtungskommando teilzunehmen. Man wurde schlecht behandelt, an die Front geschickt, einer Gefahr ausgesetzt, aber es war möglich, Nein zu sagen.« Ich traf mich auch mit Opfern, die den Lagern entkommen waren. Bald werden die letzten gestorben sein, und man muss ihre Erinnerungen bewahren.

»Viele meiner Freunde wollen das alles nicht glauben, es ist eine allzu grausame Geschichte, und sie weigern sich«, meint Francesca nachdenklich.

Günter Grass war nicht groß genug

Francesca liest gerade *Bel-Ami* auf Französisch.

»Gefällt dir der Roman?«

»Jedenfalls besser als *Der kleine Prinz*.«

Ich weiß nicht, warum alle Fremdsprachenlehrer so hingerissen sind von Saint-Exupéry. Meine Enkelin musste das Buch auf Französisch, Englisch und Spanisch lesen. Mir wurde *El principito* erspart, dafür musste ich *Der kleine Prinz* lesen. Der Roman von Maupassant handelt dagegen von einem Journalisten-Kollegen, geht mir durch den Kopf, aber ich behalte den Einfall für mich. Francesca fragt mich allerdings gleich: »Gibt es heute noch solche Typen wie *Bel-Ami*?«

»Immer mehr, Francesca, doch die *Bel-Amis* von heute arbeiten fürs Fernsehen.«

Meine Enkelin versichert mir, dass sie Zeitungen vorziehe. Ob sie wohl aufrichtig ist?

Sie hat keine deutschen Romane gelesen, aber sie kennt ein paar Namen, Thomas Mann, der aus Deutschland geflohen war und in Kalifornien Zuflucht gesucht hatte, oder Günter Grass, der die SS-Uniform getragen hatte.

»Das ist nicht ganz richtig, es war diejenige der Waffen-SS.«

»Ist das ein wichtiger Unterschied?«

»Grass war nicht groß genug. Die SS war eine auserwählte Truppe, man musste mindestens ein Meter achtzig groß sein.«

»Und Grass?«

»War kleiner als ich.«

»Du hast ihn also kennengelernt.«

«Ich habe ihn vor vielen Jahren interviewt, als er noch nicht Nobelpreisträger war. Danach ließ er sich für Interviews bezahlen.«

»War das richtig?«

»Hierzulande ist es üblich. Im Grunde beanspruchst du die Zeit deines Interviewpartners.« Die italienischen Zeitungen zahlen nur ungern, Karl Dönitz war eine Ausnahme.

»Auch die Waffen-SS war eine auserwählte Truppe«, erkläre ich Francesca. »Nicht mit der SS zu verwechseln, arisch, hochgewachsen, schön, blond und furchtlos. Es war eine Spezialtruppe des Heers, bestehend aus Freiwilligen und überzeugten Nationalsozialisten. Günter Grass war erst siebzehn.«

»Älter als ich.«